

Igor J. Polianski

## Deutsch-Russische Selbst- und Fremdbeobachtungen im Berliner Schloss Charlottenburg.

*Ausstellung: Unsere Russen – unsere Deutschen. Bilder vom Anderen. 1800 bis 2000, (8. Dezember 2007 – 2. März 2008. Berlin, Schloss Charlottenburg).*

Wer die am 8. Dezember 2007 eröffnete Ausstellung „Unsere Russen – Unsere Deutschen“ noch in der Adventszeit besuchte, dem bot sich vor den Toren des Berliner Schlosses Charlottenburg eine von Kerzenlicht, Glühweinduft und Biedermeier-Gemütlichkeit geprägte Kulisse. Vor der barocken Silhouette hatte ein neuer Weihnachtsmarkt mit historischen Inszenierungen seine Zelte aufgeschlagen. Als eine der Hauptattraktionen für die Besucher lud ein mit folkloristischen Baba-Jaga-Figuren, Lubok-Verzierungen und Bedienung in Kosakenuniform ausgestattetes russisches „Traktir“ ein, das den Verweilenden bei „Zarentrunk“ und „Rasputinbulette“ ganz eigene Bilder vom östlichen Nachbarn bot. Dass der „Ivan“ als Gedächtnis- topos nach wie vor auf großes Interesse stößt, belegt eine anlässlich der Ausstellungseröffnung präsentierte Forsa-Studie, wonach 86 Prozent der Deutschen, Interesse an Russland haben.



Russischer „Traktir“ auf dem Weihnachtsmarkt vor dem Schloss Charlottenburg, Dezember 2008 (Foto: I.S- Polianski)

Im Meinungsbild der Deutschen schneiden die Russen demnach überraschend gut ab. Sind es doch meistens exotisierend-romantische („weites Land“, „einfaches Leben“), zum Teil auch abfällige aber keineswegs feindlich-aggressive Russlandklischees, die das kollektive Gedächtnis der Bundesrepublik dominieren: die Russen seien demnach „gefühlsbetont“ und

„trinkfest“, „gastfreundlich“ und „musikalisch“, „tapfer“ und „feierlustig“. Kein Grund zur Zufriedenheit, meinen die Auftraggeber der Meinungsumfrage. Wenn in den Medien tagtäglich neue Schreckensnachrichten aus Putins Russland zu lesen wären, so seien hier bestimmte Feindbilder im Spiel, nur weniger harmlos.

„Unsere Russen – unsere Deutschen. Bilder vom Anderen. 1800 bis 2000“ ist ein Kooperationsprojekt des Deutsch-Russischen Museums Berlin-Karlshorst und des Staatlichen Historischen Museums Moskau, das bis zum 2. März 2008 im Neuen Flügel des Schlosses Charlottenburg der Öffentlichkeit präsentiert wird. Das selbsterklärte Ziel beider Ausstellungspartner ist es, reziproke Umgangsformen mit der Alterität in der deutschen und russischen Kulturgeschichte kritisch zu befragen und die erinnerungskulturellen Altlasten über eine gemeinsame Verständigung abzubauen. Welche geschichtspolitische Tragweite dieser Auseinandersetzung beigemessen wird, signalisiert die Schirmherrschaft der Außenminister Frank-Walter Steinmeier und Sergej Lavrov oder die Tatsache, dass sie von der Kasseler Firma WINGAS, eines gemeinsamen Unternehmens von Gazprom und der BASF-Tochter Wintershall gesponsert wird, die sich aus nahe liegenden Gründen darum bemüht, die „Sympathie für den jeweils Anderen“ zu wecken.

Der Umsetzung des Ausstellungsvorhabens dienen über 460 Exponate: Skulpturen, Gemälde, Druckgrafiken, Plakate, Gedenkmedaillen, Reklamebilder, Foto- und Filmdokumente sowie alltagskulturelle Gebrauchsgegenstände, unter denen (anders als die Ausstellungsankündigung erwarten lässt) sich auch ganz aktuelle Objekte aus der Zeit nach 2000 befinden. Auf der deutschen Seite sind es Leihgaben verschiedener Museen und von Privatpersonen und auf der russischen Seite fast ausschließlich die hauseigenen Sammlungsgegenstände des Moskauer Museums, die hier in relativ lockerer Anordnung und mit berechtigt knappen Objektbeschriftungen versehen fast ohne zusätzliche inszenatorische Mittel präsentiert werden. In sieben Räumen verteilt und in neun historische Abschnitte chronologisch gegliedert, vermittelt die Exposition den Eindruck einer geradezu verblüffenden Kontinuität und Nachhaltigkeit von Zuschreibungen, die wechselseitige deutsch-russische Wahrnehmung seit 1800 über alle historischen Zäsuren hinweg geprägt haben. Als solche entscheidenden Zäsuren nehmen die Kriegauseinandersetzungen der vergangenen 200 Jahre einen bedeutenden Raum in Anspruch. Die Feldzüge gegen die Napoleonische Grande Armée in der Zeit um 1800 und die beiden Weltkriege im 20. Jahrhundert bilden dramaturgische Knotenpunkte der Besichtigung.

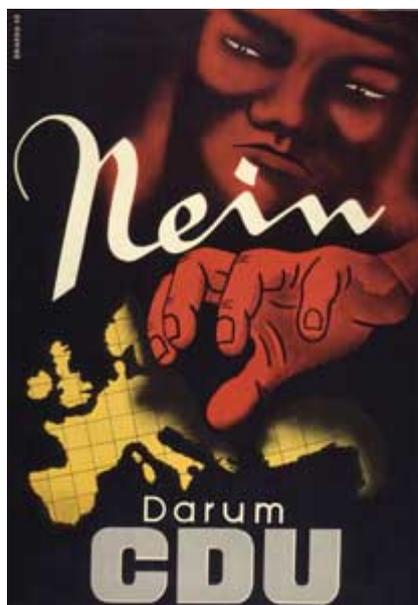
Der, unter der wissenschaftlicher Leitung von Peter Jahn, dem ehemaligen Leiter des Deutsch-Russischen Museums Karlshorst konzipierte Ausstellungsteil „Unsere Russen“ entfaltet ein facettenreiches Panorama der deutschen Schreck- und Wunschbilder von Russland, geprägt von einer zwischen Ablehnung und Faszination schwankenden Beziehungsgeschichte. Zu diesem Bild gehören sowohl Prunk und Glanz des Zarenreiches als Großmacht und Verbündeter Preußens in der Heiligen Allianz, als auch die dunkle Gestalt eines „wilden“ Kosaken. Die „todbringende Kälte“ der erbarmungslosen russischen Natur, der Tausende rheinbündische Angehörige der Grande Armée zum Opfer fielen, steht als Kontrapunkt zur „Wärme“ der „russischen Seele“ und der „russischen Gastfreundschaft“. Man begegnet hier Russland als Traum- und Alptraumland der „asiatischen Despotie“, der „sozialistischen Utopie“ oder des „bolschewistischen Untermenschen“.

Selbst Schokoladendosen sind während des Ersten Weltkrieges zu antirussischen Propagandazwecken genutzt worden, allerdings besaßen solche Darstellungen nicht immer explizit politische Inhalte, wie im Fall einer Volksschau in Berlin, auf der 1873 der „haarige Waldmensch und sein Sohn aus den Urwäldern Russlands“ zu bestaunen waren. Vorweggenommen wurde damals, zur „Gründerzeit“ des sozialdarwinistisch inspirierten Rassismus, jedoch ein forensisch-anthropologischer Blick gen Osten, wie er im Dritten Reich zu voller Geltung kommt. Auf einer Porträtzeichnung des Propagandamalers Karl Rainble-Butscher von 1943 blickt den Zuschauer ein verschlagen wirkender Junge in Budenyj-Mütze an, dessen „mongolische“ Gesichtszüge einen „geborenen Kriminellen“, einen „Untermenschen“ zu erkennen geben. Dass der mit solchen Bildern fundierte Antibolschewismus sich keineswegs auf die zwölf Jahre NS-Herrschaft beschränkte, ist bekannt. Dieser Aspekt ist bereits auf einer früheren Ausstellung des Deutsch-Russischen Museums hervorgehoben und von Pierre Ayçoberry im ersten Band der *Deutschen Erinnerungsorte* am Beispiel der visuellen Wahlpropaganda beschrieben worden.<sup>1</sup> Trotzdem ist es immer wieder erhellend zu sehen, wie bruchlos diese Ikonographie nicht nur auf CDU-Plakaten der frühen Bundesrepublik fortgeschrieben wurde. So sieht man in der Rubrik „Der alte Feind im Osten“ ein CDU-Wahlplakatmotiv von 1953 mit einem Bären in Rotarmistenmütze, das 1972 in leicht veränderter Form von der NPD übernommen wird, um am 5. März 2007 als Titelbild des Magazins *Spiegel* unter dem Motto „Der Staat Gasprom“ mit einem Konterfei Vladimir Putins wieder aufzutauchen. Einen ähnlichen polemischen Gegenwartsbezug enthält ein Plakat mit kolonialistischer Darstellung der Ukraine als eines „Pufferstaates“ gegen den „russischen Koloss im Osten“ aus dem Jahr 1918. Zur histori-

---

<sup>1</sup> Etienne François, Hagen Schulze, *Deutsche Erinnerungsorte*, Bd. 1, München 2001.

schen Tiefenschärfe der Exposition tragen auch populär- und gegenkulturelle Erzeugnisse bei, wie z.B. die von der Stasi aufgenommenen antirussischen Wandschmierereien. Besondere Blickfänger des Ausstellungsteils sind mit Bedacht platzierte Gemälde, darunter ein künstlerisch überzeugendes Porträt eines sowjetischen Soldaten, aus dem Jahr 1987 von Thomas Ziegler.



CDU-Wahlplakat von 1953

Bei der kaum überschaubaren Vielfalt möglicher Themen und Motiven konnte man sich selbstverständlich nur auf das Wesentliche beschränken. Dass dabei einige ganz prominente Themenbereiche ungenügend erschlossen blieben, wirkt jedoch recht willkürlich. So illustrieren die Rubrik „Entdeckungen und Merkwürdigkeiten“ für das frühe 19. Jahrhundert relativ marginale Motive, während die große Russlandexpedition Alexander von Humboldts von 1829, deren völkerkundliche Ergebnisse damals europaweit zum Salonthema Nummer Eins avancierten und das deutsche Faszinosum Russland entscheidend prägten, nicht vertreten ist. Für die DDR wiederum wäre dieses Faszinosum ohne eine weitere deutsche Russlandreise undenkbar, nämlich die eines DEFA-Teams von 1960-61. Aber auch den im Ergebnis dieser Reise entstandenen Propagandaband *Das russische Wunder* (1962), seinerzeit für jeden DDR-Schüler ein Begriff, vermisst man unter den Exponaten. Es fehlen die wichtigsten russisch-sowjetischen Ikonen aus dem Bereich Technik und Wissenschaft: der Pavlovsche Hund, das Lächeln Gagarins, die Kalaschnikov oder der Lada. Und schließlich leidet die Ausstellung „Unsere Russen“ an einer merkwürdigen Fernglasperspektive gerade im Umgang mit den „Unsrigen“. Das Russland vor der eigenen Haustür – in Gestalt von Emigranten, Kriegsgefangenen, Ostarbeitern, Flüchtlingen, Geschäftsleuten etc. – wird mit einem Bändchen Vladimir Kaminers lediglich markiert. Es mag sehr ehrenwert sein, selbst beim deutschen Miss-

trauen gegenüber Moskau in Fragen der Energielieferungen latent reaktionäre Denkmuster transparent machen zu wollen. Gehört aber nicht auch der sprichwörtliche „Russe mit einem deutschen Schäferhund“ (Spätaussiedler) – um nur ein Beispiel zu nennen – zur kritischen Bestandsaufnahme?

Insgesamt hat die deutsche Teilausstellung die reiche bundesrepublikanische Erfahrung im Umgang mit musealen Formen kritischer Vergangenheitsaufarbeitung ihren unverkennbaren Stempel aufgedrückt. Trotz punktueller Schwächen ist vor diesem Traditionshintergrund eine differenzierte, informative und methodisch durchdachte Retrospektive auf den deutschen Umgang mit Fremdheit am russischen Sonderfall gelungen, die durchaus neue Erkenntnisse gewährt und – obwohl ausstellungstechnisch in konventionellen Bahnen entwickelt – auch aus museumsästhetischer Sicht überzeugt.

Wie erwähnt, sind es die vielfältigen visuellen und diskursiven Ausschluss-, Stigmatisierungs- und Dämonisierungstechniken gegenüber dem östlichen Nachbar, die dem Expositions-konzept ihre entscheidende Prägung geben. Allerdings bleibt die Frage offen, ob der daraus resultierende Impetus, primär die deutschen Alpträume über Russland aufzuarbeiten und gleichzeitig viele durchaus vorhandene „positive“ Topoi (z.B. den Mythos Juri Gagarin) auszusparen, das deutsche kollektive Russlandgedächtnis am Ende nicht noch düsterer erscheinen lässt, als es eigentlich ist?

Diese Frage stellt sich neu, wenn man sich dem in Moskau konzipierten Ausstellungsteil „Unsere Deutschen“ (Projektleitung: Tamara Igumnowa) zuwendet und eine umgekehrte Meistererzählung vorfindet. In ihren ersten Kapiteln stehen deutsche Einwanderer im Vordergrund: Handwerker, Mediziner, Techniker, Militärs und Gelehrte sowie bäuerliche Siedler im Wolgagebiet, die als Fremde behandelt, manchmal als „Wurstmacher“ verspottet, meistens aber als pünktlich, fleißig und verlässlich geachtet worden sind. Es sind dann im 19. Jahrhundert vor allem die „empfindsamen Reisen“ gebildeter Russen in das „neblige Germanija“ (Aleksandr Puškin), die es als Land der Gelehrsamkeit, der Philosophie und der Romantik sehen. Das positive Bild der Deutschen wird von da an als eine durchgehende kulturelle Konstante inszeniert und in den Rubriken „Das Land der Bildung“, „Deutsche Qualität“, „Warenwelt“, „Verbündete“ oder „westlicher Chic“ variiert.

Das ausgestellte Material bleibt allerdings weit hinter dem Anspruch zurück, der in den Überschriften vermittelt wird. Mit Ausnahme der beiden Weltkriege, die mit prägnanten Plakaten

und Karikaturen in Erinnerung bleiben, sind diese Themenbereiche meistens defizitär und ausdrucksarm umgesetzt. In der Rubrik „Das Land der Bildung“ etwa hätte man wesentlich mehr zu sehen erwartet, als ein Diplom der Sachsen-Weimarischen mineralogischen Gesellschaft, flankiert mit drei Briefen russischer Studenten in die Heimat und einem Miniaturmikroskop deutscher Fabrikation. Erweist sich im deutschen Ausstellungsteil selbst ein unscheinbarer Fetzen Packpapier des Leningrader Kaufhauses „Gostinyj Dvor“ als ein Werk von Joseph Beuys von 1984, so sind hier die Werbeaufkleber einer deutschen Lacke- und Farbenmarke – irgendwo in der Moskauer Metro aufgelesen – neben ein Paar Otto-Katalogen aus den späten 1990er-Jahren und ähnlichen Erzeugnissen der Wegwerfgesellschaft aufgehängt. Langsam reift beim Besucher der Verdacht, dass es sich nicht um eine der berühmten Müllinstallationen Ilja Kabakows handelt. Ganz im Gegenteil ist es offenbar „westlicher Chic“, den man nie wegwerfen würde, wie etwa jenes ein einmal hellblau gewesene Kleidungsstück, dem sich eine ganze Vitrine widmet: „Das Kleid wurde nach Schnittmustern aus der Zeitschrift ‚Burda Moden‘ von einer Mitarbeiterin des Staatlichen Historischen Museums genäht und war Ende der 1980er-Jahre in der Sowjetunion sehr modisch“, lautet die Objektbeschriftung.

Überhaupt kann man sich nicht des Eindrucks erwehren, dass hier mit heißer Nadel genäht und einiges aus alten Mottenkisten, realen oder ideologischen, wieder hervorgeholt wurde. Besonders enttäuschend ist natürlich Letzteres. Anstelle einer kulturtheoretisch fundierten Inventur russischer und sowjetischer Deutschlandbilder, glauben die Moskauer Ausstellungsmacher die westlichen „Freunde“ mit ungebetenen Liebeserklärungen umwerben zu müssen. So wird nach alten Schnittmustern ein Deutschlandbild kreiert, das selbst in Moskau längst aus der Mode gekommen ist. Dieses idyllische Bild trübt sich in Russland angeblich erst mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges, um sich im Zweiten Weltkrieg vorläufig ganz ins Negative zu wandeln, doch beschränke sich die Germanophobie auf ein kriegsbedingtes Epiphänomen ohne „wahre“ Verwurzelung in der russischen Kultur. Zwar gilt zwischen 1942 und 1945 für viele der Aufruf Ilja Ehrenburgs „Töte den Deutschen“, doch wie rührend: als Kriegsbeute bringen die Rotarmisten die bronzenen Tischbüsten Goethes und Schillers nach Hause! Selbst deutsche Kriegsgefangene, gezeichnet vom sowjetischen Karikaturisten Naum Lisogorskij, „haben individuelle Züge und wirken weder furchterregend noch lächerlich“, heißt es im Kommentar zu einer Aquarellzeichnung. „Es sind zuerst einmal Elendgestalten, weit entfernt vom Anspruch des ‚Herrenmenschen‘, aber keineswegs die Bestien und Mörder“. (Katalog, S. 222) Je weiter man sich der Gegenwart nähert, desto panegyrischer wird die Ausstellungsrhetorik der *deutsch-* fast hätte ich gesagt *-sowjetischen* Freundschaft, die in

der mit „Entspannte Partner“ überschriebenen Rubrik ihren Höhepunkt erreicht. Erstaunlich nur, warum das weltbekannte Bild Dmitrij Vrubels „Der Kuss Brežnevs und Honeckers“ nirgendwo auftaucht.



„Siebzehn Augenblicke des Frühlings“. Kalender für das Jahr 2007

Stattdessen bekommt der Besucher am Ende der Ausstellung das Titelblatt eines russischen Kalenders für das Jahr 2007 zu Gesicht, auf dem ein Mann in SS-Uniform in imposanter Pose abgebildet ist. Jeder russische Beobachter erkennt darin sofort den sowjetischen Agenten Stirlitz, eine Kultfigur aus der bekannten Fernsehserie „Siebzehn Augenblicke des Frühlings“ von 1973, ohne die die sowjetische Kulturgeschichte des Bildes vom „Deutschen“ in der Tat unvollständig wäre. Daneben hängt das Titelblatt eines russischen Nachrichtenmagazins mit einem deutschen Fußballfan. Man ist gespannt, welche Botschaft das quasi als Resümee des ganzen Besichtigungsprogramms aufgehängte Bilderpaar vermittelt? Mit der Agenten-Filmserie sei im sowjetischen Film erstmals auf die „Dämonisierung der verbrecherischen NS-Führung“ verzichtet worden, heißt es in der Katalogbeschreibung. Selbst die Nichte Walter Schellenbergs soll sich beim Schauspieler Oleg Tabakov dafür bedankt haben, „dass er die Rolle ihres Onkels so einfühlsam gespielt habe“. Bis heute sei Stirlitz eine populäre Identifi-

kationsfigur. „Schließlich sind seine von den Nazis geschätzten Qualitäten auch Wunscheigenschaften der Russen. Stirliz-Isajew wurde zu einer russischen Wunschfigur. Sie besaß im Kern liebenswerte russische Eigenschaften, erweitert durch die rationalen Qualitäten der Deutschen.“ (Katalog, S. 248) Der panegyrische Gestus wird mit der Abbildung des Fußballfans noch zugespitzt, der wie eine Art Schlussstrich- und Erlösungssymbol gelesen werden soll: „Der Deutsche, der sich spielerisch mit der Nationalfahne schmückt, den Germanenhelm als Requisite aufsetzt und keineswegs ganz ernst genommen werden will – sein Bild hat sich von den alten einschüchternden Klischees gelöst.“ (Katalog, S. 250)

Nun soll in dieser Besprechung nicht etwa der Anschein erweckt werden, die Russen hätten ihren westlichen Nachbarn deren unstrittige Überlegenheit in Sachen negative Fremdbilder jemals streitig machen können. Gleichwohl sollten die russischen Germanophobiediskurse, wie sie in der literarischen Traditionslinie eines Ivan Gončarov, Ivan Turgenev, Fedor Dostoevskij oder Vladimir Nabokov am deutlichsten ausgeprägt worden sind, und die nur in einem, übrigens sehr lesenswerten Katalogaufsatz Svetlana Obolenskajas Erwähnung finden, nicht bagatellisiert werden. An diesem Punkt ist der von Peter Jahn in der Einleitung des Ausstellungskatalogs geäußerten Einschätzung zu widersprechen, wonach die deutsche Öffentlichkeit sich über lange Zeiträume am Russlandbild projektiv polarisiert habe, während diese innere Konfrontation in Russland über positive und negative Seiten des Anderen nicht stattgefunden habe. Seien doch „die Qualitäten der Deutschen als Repräsentanten der Modernisierung“ unbestritten gewesen. (Katalog S. 12) Das stimmt so nicht ganz. Zum einen verband sich das Modernitätsideal in der russischen frankophonen Adelskultur lange Zeit ehe mit Frankreich, während in der „deutschen Seele“ mit einer aus Paris importierten Arroganz durchaus noch „barbarische“ Abgründe gefürchtet wurden. Zum anderen, war die Modernisierung selbst nie unbestritten. Ein umso größeres antimodernes Unbehagen konnte sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts in antideutschen Ressentiments akkumulieren. Heißt es doch in der Erläuterung zu einer Lubok-Druckgraphik von 1872: „Der städtische Deutsche steht hier für die Verkörperung einer schädlichen Modernisierung.“ Gewiss ist das Bild des Deutschen von dem eines „Untermenschen“ weit entfernt. Aus einer neueren linguistischen Studie I. A. Sternins erfährt man aber z.B., welche Deutschenklischees im russischen kommunikativen Bewusstsein über die Sprachwahrnehmung bis heute verankert sind. Demnach sei das Deutsche für die Mehrheit der Russen eine „grobe“, „unmelodische“, „bellende“, „befehlende“ und „hässliche“ Sprache.<sup>2</sup> Nationale Vorurteile sind stets Doppelwesen, und schneller

---

<sup>2</sup> I. A. Sternin, Nemeckij Jazyk v russkom kommunikativnom soznanii [Die deutsche Sprache im russischen kommunikativen Bewusstsein], in: Teoretičeskaja i prikladnaja lingvistika, Voronež 3 (2002), S. 114-118.

als man denkt, kehren sich die „rationalen Qualitäten der Deutschen“, wie sie der sowjetische Filmheld in SS-Ledermantel angeblich verkörpert, in einen „gefühllosen“ und „geizigen“, „engstirnigen“ und „humorlosen“ Fremden mit „sadistischen“ Neigungen um. Und umgekehrt sind Deutschlandsympathien an sich noch kein Grund für Jubel. Spätestens am Beispiel von Stirlitz hätte sich zeigen lassen, dass sie bei Teilen der russischen Bevölkerung einem rechts-extremistischen Gedankengut zu verdanken sind.

Die zweiteilige Ausstellung verlässt man daher mit einem zwiespältigen Gefühl. Das vom Staatlichen Historischen Museum Moskau präsentierte Konzept bleibt weit hinter den zum Teil bemerkenswerten Leistungen zurück, die das russische Museumswesen in Theorie und Praxis in den letzten Jahren präsentiert hat. Gleichwohl bietet es interessante Einblicke in die Geschichte der russischen und sowjetischen Kriegspropaganda. Die mit „deutscher Qualität“ gestalterisch ansprechend eingerichtete Ausstellung sorgt aber schon aufgrund ihrer museumsästhetischen Vorzüge für einen insgesamt positiven Eindruck. Was beide Ausstellungsteile gemeinsam auszeichnet, ist ihr ausgesprochen geschichtsdidaktischer Zuschnitt. Bei einer deutlichen Überdosierung des Didaktischen wird aber die Aufteilung in „gute“ und „schlechte“ Fremdzuschreibungen zu einer binären Leitdifferenz. Dies erschwert die analytische Distanz zu solchen dem historischen Wandel unterworfenen Werten wie „Modernität“ und „Ursprünglichkeit“, die gerade den Dreh- und Angelpunkt gegenseitiger Fremdbeobachtungen in beiden Ländern bildeten. Zudem wird hier kein „Spiegelkabinett“ aufeinander gerichteter Erinnerungsorte geboten, sondern ein Gegenüber von zwei stringent formulierten Narrationen mit relativ wenig Freiraum zur Eigeninterpretation. Das wäre an sich noch kein großes Manko, doch weist der museumspädagogische Gestus ausschließlich in eine Richtung. Der in Karlshorst konzipierte Teil der Ausstellung bietet eine wohlthuende Korrektur zur alltäglichen, massenmedialen und politischen Ausgrenzungsrhetorik gegenüber den Nicht-EU-Europäern im Osten. Schon das allein ist eine bemerkenswerte Leistung. Allerdings wird diese Schau in Moskau, wo sie im Anschluss gezeigt werden soll, die russischen Fremdbilder, Phantasmen und vor allem die selbstgefälligen Eigenbilder eher zementieren als sie aufbrechen. Wird hier doch lediglich die alte sowjetische Freundschaftsrhetorik gegenüber der DDR und seit der „Entspannung“ auch gegenüber der Bundesrepublik reflexartig reproduziert.

Was die erwähnte Meinungsumfrage noch gezeigt hat ist, dass fast die Hälfte der Befragten den Deutschen ein negatives Russlandbild zuschreibt. Das Interessante an diesem Befund aber ist, dass nur jeder fünfte sein persönliches Bild von Russland als negativ beurteilt. Und in der Tat überwiegen in der deutschen Wahrnehmung laut der Untersuchung zwar ambivalente, im

Grunde aber doch gut gemeinte Zuschreibungen. Das ist, wie eingangs erwähnt nicht selbstverständlich, wenn man eine auch im Auftrag der WINGAS durchgeführte Medienanalyse heranzieht, wonach in der bundesrepublikanischen Berichtserstattung eindeutig negative Russlandstereotype in der Tradition des Kalten-Krieges vorherrschen. Drei Schlüsse lassen sich aus diesen paradoxen Befunden ziehen. Erstens lässt sich mit Blick auf die „Russenhütte“ auf dem Weihnachtsmarkt vor dem Schloss Charlottenburg, wo sich offenbar die trinkfestesten Berliner und Gäste der Hauptstadt versammelt haben, festhalten, dass das Russlandbild des „Mannes auf der Straße“ doch weniger besorgniserregend ist, als jene aggressiven Ressentiments, wie sie mancher Beitrag des *Spiegel* oder anderer Medienorgane immer wieder schürt. Zweitens dokumentieren die Daten einen relativ hohen Grad der kritischen Sensibilisierung in Fragen der Fremdwahrnehmung zumindest für Teile der deutschen Öffentlichkeit, was sich auch und gerade in der Ausstellung im Schloss Charlottenburg widerspiegelt.

Drittens bestätigen die Umfragewerte, dass Vorurteile über die *Anderen* immer etwas sind, was eben die *Anderen* haben. Deshalb hätte man sich gewünscht, dass bei der Arbeitsteilung zwischen Moskau und Berlin jeweils ein Sonderposten für einen Beobachter des Beobachters vergeben worden wäre. Priorität hatten aber offenbar praktische Überlegungen. Zwar erweist sich das Gesamtkonzept als ein Dialog zweier Ausstellungen unter einem Dach, die durch eine blaue bzw. grüne Farbgebung voneinander unterscheidbar sind, allerdings beobachten die Russen und Deutschen jeweils „ihre“ eigenen Fremdbeobachtungen. Vielleicht wäre es für die künftige Zusammenarbeit, die auf diesem Feld ausdrücklich zu begrüßen wäre, doch keine schlechte Idee, einmal die Plätze zu tauschen, um Blindstellen zu vermeiden? Abschließend ist der exzellent bebilderte im Ch. Links Verlag erschienene Katalog zu würdigen, der mit interessanten weiterführenden Beiträgen die eine oder andere Lücke des insgesamt unbedingt zu empfehlenden Besichtigungsprogramms ausgleicht.

### **Zitierempfehlung:**

Igor J. Polianski, Deutsch-Russische Selbst- und Fremdbeobachtungen im Berliner Schloss Charlottenburg, in: *Zeitgeschichte-online*, Themenschwerpunkt: Unsere Russen – Unsere Deutschen. Bilder vom Anderen 1800-2000. Beiträge und Materialien zur Ausstellung, hg. v. Jürgen Danyel und Annette Schuhmann, Dezember 2007, URL: <[http://www.zeitgeschichte-online.de/portals/\\_rainbow/documents/pdf/polianski\\_urud.pdf](http://www.zeitgeschichte-online.de/portals/_rainbow/documents/pdf/polianski_urud.pdf)>